Die alte Sanduhr.

Roman von Ottomar Enking.

(12. Fortsetzung.)

„Selbstverständlich, nein, für deine Verhältnisse ist das gar nichts. Aber es gibt Schwächlinge in der Welt, die schon das Nichts zu sehr bedrückt. Du riskirst, daß unsere neuen Verwandten sich unter den Arm nehmen und davongehen. Dann verklagt dich Friemann wegen Schadenersatzes. Also Vorsicht, Traute. Mir kannst du alles bieten, nur Neulingen soll man zart entgegenkommen."

„Wenn du meinst, Sommer, gut; ich bin sonst der Ansicht, daß man nicht zu zimperlich sein muß, sonst wundern sie sich nachher immer, wenn man gröber wird. Ja, du wirst immer dicker," sagte sie dann zu Achim, der eben mit der Miene des gefaßten Mannes seinen offiziellen Glückwunsch dargebracht hatte.

„Nein, das sieht nur so aus, die Weste ist total verschnitten."

Damit drückte sich Achim aus der gefährlichen Nähe von Tante Mila und stellte sich schweigsam an die Wand. Er war, davon hielt er sich selbst überzeugt, über Nacht reif und viel älter geworden, er hatte den Entschluß gefaßt, die Thürklinke fortan nicht mehr mit der linken Hand anzufassen, er wollte seinen Dichterplänen entsagen, ganz in seiner Schule aufgehen und vor allem draußen vor dem Thor, in der Nähe des Heidenhügels, eine Wohnung miethen, und dann — das hatte er sich in stiller Nacht vorgenommen — dann wollte er heirathen, und ob Mutter „meinte" oder nicht, das sollte ihm ganz einerlei sein. So war Achim gereift durch den Schicksalsschlag, den Floras Verlobung für ihn bedeutete.

Er zürnte Friemann nicht, dazu war er zu groß veranlagt. Mannhaft nahm er an der Gratulationscour theil, und der schöne Portwein half ihm seinen Schmerz vergessen.

Friemann unterhielt sich viel mit Thomas, der mit seiner Mutter gekommen war.

„Elias kann nicht mehr gehen," seufzte Tante Tine. „O, es ist schrecklich, wenn man ihn ansieht."

„Was fehlt denn deinem Vater eigentlich?" fragte Friemann seinen Vetter.

„Ja, ihm fehlt viel. Und das Leiden in den Füßen wäre noch auszuhalten, aber die Zeiten sind schlecht, und die Sorgen machen alles so schlimm," antwortete Thomas.

„Was deinem Mann fehlt," kam Tante Mila dazwischen, indem sie sich zu ihrer Schwester Tine wandte, „das will ich dir sagen: Pflege fehlt ihm."

„O mein Gott! Ich bin so um ihn besorgt," vertheidigte sich Tante Tine und nahm einen Schluck Likör.

„Das wird auch gewiß bald besser," sagte nun Frau Möller, die alles gern zum guten wenden wollte, und setzte sich bei Tante Tine hin. Thomas kam von hinten und nahm die Likörflasche fort, ohne daß seine Mutter es bemerkte.

Im Vorbeigehen fragte er Nelde: „Nun, jetzt wird der Kreis größer bei dir zu Hause, aber vielleicht wirst du dich noch einsamer fühlen als vorher."

Und es war ein bischen Altjungfernschärfe in dem Ton, als Nelde antwortete: „Einsam fühle ich mich überhaupt nie. Und jetzt bekomme ich erst recht zu thun, da kann ich nicht über mich nachdenken." Sie machte eine kurze Bewegung, und Thomas zog sich bescheiden von ihr zurück.

Am Spätnachmittag verabschiedeten sich die Freunde, und nur die Verwandten blieben da, und es wurde ein Familienabende, nur daß drei Mitglieder mehr dabei waren. Ob dem alten Premierleutnant wohl zumuthe war, konnte man nicht recht sehen, er hatte sein verbindliches Gesicht aufgesetzt und war zuvorkommend gegen Jedermann.

Frau Emilie hatte in Advokat Sommer eine Seele gefunden, die ihr sehr zusagte. Sie lachte kurz auf, wenn er seine bissigen Bemerkungen machte, und als die Uhr schon auf zehn ging, schlug sie ihn einmal mit dem Fächer auf die Hand und sagte: „Sie Schlimmer!"

Flora ließ die Blicke von einem zum anderen schweifen, und man konnte nicht behaupten, daß ihr Herz beim Anblick dieser Tafelrunde hoch schlug. Friemann bemerkte ihre Blicke, deutete sie richtig und versuchte nun, seine Braut durch mannigfache Aufmerksamkeiten von den übrigen Gesichtern abzulenken. Das gelang ihm, und so wurde der Abend gemüthlich.

Auch die Tage, Wochen und Monde, die dann kamen, gingen in Friedsamkeit hin und brachten nur jene freudige Unruhe mit sich, die ein Braut immer in zwei Häuser bringt: einmal in das Haus, das sie verlassen will, und dann in das, wohin sie ziehen soll. Nachmittags, nachdem er sein Bureau geschlossen hatte, ging Friemann zu seiner Braut und holte sie zum Spaziergang ab. Oft blieb er auch den Abend über da, und Nelde saß nicht selten allein daheim. Sie nahm das in Geduld auf sich.

Frieman und Flora gingen schnell dahin, die Braut hatte nicht häufig ihren Arm in dem ihres Bräutigams, denn sie liebten es beide, frei nebeneinander zu schreiten. Flora suchte von Friemann zu lernen. Sie fragte nach dem, was seines Berufs war, und er erzählte gern von den Sachen, die ihn angingen, was er erreicht hatte und noch erreichen wollte. Nur hin und wieder gab es zwischen den beiden eine Zärtlichkeit. Friemann achtete Flora zu sehr, als daß er ihr irgendwie mit Liebkosungen lästig fallen wollte, und Flora war nicht kühl gegen ihn, aber sie fand es zweier selbstständiger Menschen unwürdig, sich in Schäferspielen zu ergehen. Nur bisweilen brach aus ihr eine Leidenschaftlichkeit hervor, und dann beglückte sie Friemann mit ihrem innigen Wesen. —

Die Koggenstedter kamen auch über dieses jüngste Wunder hinweg. Sie mußten ihre Seelen für künftige Ereignisse freimachen und durften deshalb nicht zu lange das Vergangene darin festhalten. Sie duldeten es selbst ohne zu viele Nachrede, wenn Friemann und Flora nicht „untergehakt" gingen, wie man in Koggenstedt sagte, und wie es sich für ordentliche Brautleute geziemte.

Friemann hatte wieder Handwerker im Haus. So mancherlei Kleinigkeiten waren da noch auszubauen, damit seine junge Frau es auch nach ihrem Wunsch bekäme. Er räumte sein Schülerzimmer aus, das bis dahin unverändert geblieben war und noch in der Tapete den Knastergeruch von den langen Primanerpfeifen trug. Dieses Zimmer trat er Flora ab, hier sollte sie, so war es ihre Sehnsucht, alles hineinstellen, was in ihrer Mädchenstube war. Friemann brachte Flora das Opfer, die Erinnerung an seine eigene Jugend auszutilgen, um dem Gedächtniß an die ihrige Platz zu machen. Er hing nicht am Alten, aber er konnte es verstehen, wenn andere sich nicht trennen wollten von dem, was sie geliebt hatten.

Der Winter verschwand, der April mit seinen Sturmschauern fegte einher, der Mai brach an, da läuteten die Glocken von St. Antischar, und der Geistliche sprach seinen Segen über zwei gesunde Menschenkinder. Dann war in des Baumeisters Haus eine prächtige Hochzeit hergerichtet, und strahlend blickte die junge Frau über alle die Blumen, mit denen ihr Gatte das Heim ausgeschmückt hatte.

Sie umarmte Nelde: „Zu hast viel für mich gethan in dieser Zeit bis auf den heutigen Tag."

„Nimm es so gern, wie ich es dir gab," erwiderte Nelde schlicht.

„Mit allem Dank, meine gute Nelde," sagte Flora und küßte die Schwägerin.

Dann überkam es die Frau wie ein Rausch, in dem sie nur das ernste und doch freudig erregte Antlitz Friemanns sah: Gläserklingen, Hochrufe, Abschiedsthränen ... Endlich pfiff der wackere Schiller II, der fast den ganzen Eisenbahndienst von Koggenstedt nach Lübeck besorgen mußte, und aneinandergeschmiegt fuhren Friemann Thorsten und seine junge Frau in die Welt hinaus, die alle Maienblüthen nur für sie hatte aufsprießen lassen.

* * *

Nach dem Gelaufe der letzten Tage, nach all den Besorgungen und Befürchtungen, ob auch jedes Ding recht sei, trat im Haus an dem Ulmengarten plötzlich Stille ein, und als die Stuben von der hochzeitlichen Unordnung aufgeräumt waren, kam es Nelde einen Augenblick vor, als sei ihr Bruder noch auf der Universität, und sie habe das Hauswesen, das bei aller Weitläufigkeit der Räume nur klein war, unter sich. Aber dann trat die Wirklichkeit zu ihr hin. Diese drei Wochen, die jetzt vor ihr lagen, war sie noch Herrin hier oder eigentlich schon nicht mehr, denn alles, was sie that und anordnete, geschah für die junge Frau, die nach den drei Wochen hier einziehen würde, um fortan als die einzige Gebieterin zu walten.

Nelde wurde schwermüthig bei dem Gedanken, daß sie jetzt nichts mehr für sich selbst thun konnte. Das Vaterhaus verlor für sie das traulichen Wesen der Heimath. Es fror sie in den gewohnten Zimmern, und die Wände sahen fremd auf sie herab. Sie hatte hier kein Eigenthum mehr, sie durfte, nein, sie mußte nur das Gut der andern verwalten. Ihr war trüb zu Sinne.

Von der Familie sah sie in diesen Wochen wenig, man gönnte ihr die Ruhe. Tante Lite kam nur selten, denn sie wollte zeigen, daß ihr der Weg zum Haus am Ulmengarten jetzt doch recht weit war. Thomas schlich eines Tages, als Nelde am Fenster saß, vorbei, grüßte nur eben und trat nicht ein.

Achim besuchte seine Cousine und sprach viel von seinen Zukunftsplänen: „Ich habe eine nette Wohnung vor dem Thor in Aussicht, ich emanzipire mich, Nelde, ich bin ganz anders geworden."

Aber es blieb dabei, daß er die nette Wohnung vor dem Thor in Aussicht hatte, denn als es zur Entscheidung kam und er miethen sollte, fehlte ihm der Muth, seiner Mutter den größten Schmerz des Lebens anzuthun. Er blieb im elterlichen Haus und besah sich außerhalb der Stadt noch viele Wohnungen. Das war eine bequeme Beschäftigung und gab ihm vor sich selbst den Anschein, als wäre er ein Mensch, der sich vom Elternhaus losreißen konnte.

Auch Advokat Sommer sprach bei Nelde vor. Er hüstelte trotz des warmen Maiwetters.

„Das irdische Paradies", sagte er, indem er umherschaute, „wird sich also in diesen Räumen befinden. Und was wird aus dir?" Er sah sie mit halb zusammengekniffenen Augen an.

„Das muß sich erst finden, Onkel."

„Du wirst dich in dein Jungfernstübchen zurückziehen und Träumen nachhängen."

„O nein," erwiderte Nelde, „die Absicht habe ich nicht. Ich bin an Arbeit gewöhnt, und wenn hier für mich nichts mehr zu thun ist, so muß ich mir anderswo welche suchen."

„So?" fragte der Advokat Sommer und wurde lebhaft. „Du hältst es also für möglich, daß du auch anderswo leben kannst als hier?"

„Ja, so schwer es mir gewiß würde."

„Hm!" meinte Advokat Sommer nachdenklich und warf dann hin: „Man verändert sich eben mal. Mein Fräulein Petersen trägt sich mit dem Gedanken an ihr Alter und hat sich eine Kammer im Heiligengeistkloster gekauft, für alle Fälle."

Nun ging er leicht auf andere Sachen über und schied von Nelde mit der langsamen Verbeugung, die er ihr immer machte. —

Die drei Wochen, während das junge Paar seine Hochzeitsreise machte, verliefen für Nelde rasch, denn sie waren inhaltslos, und dann kam die Stunde, wo Nelde alle Befugnisse in die Hände der Schwägerin legte, und bleich vor Glück hielt die junge Frau Flora Thorsten ihren Einzug in das Haus des Baumeisters. Hell und weit wurden die Stuben, durch die sie wandelte. Ein kräftiges Leben fluthete aus ihr, Liebe und Güte strahlten aus ihren Augen.

Sie umarmte Nelde: „Nun wollen wir in Glück und Eintracht beisammen sein."

Da schwand für Nelde die deutliche Erinnerung an ihren Vater, und sie war wieder nahe bei Flora und hatte keine Sorgen mehr um die Zukunft, sondern glaubte an das, was Flora gerufen hatte: Glück und Eintracht.

Flora war eifrig dabei, von Anna Dassow zu erfahren, wie der Herr Doktor dieses oder jenes wünschte. Sie scherzte, sie lachte, sie ließ alles geschehen, wie Nelde es gewohnt war. Sie fragte die Schwägerin um jede Kleinigkeit, und so erreichte sie es, daß Nelde sich nicht etwa überflüssig, sondern noch weit wichtiger vorkam als jemals.

Auch Frieman that nichts, was Nelde betrüben konnte. Er war freundlich gegen sie. Er dankte ihr, daß sie alles so wohl eingerichtet hatte, er lobte, was sie anordnete, und wenn er von seiner fleißigen Arbeit aus dem Bureau kam — denn es war viel liegen geblieben, und er sehnte sich nach gehöriger Anstrengung — so bat er oftmals Nelde, sie möge ihn und Flora auf dem Spaziergang begleiten. Das junge Paar fühlte sich reich, es konnte Nelde viel Liebe schenken.

Ja, Glück und Eintracht walteten in den Wochen nach der Heimkehr des Paars im Haus, und Nelde konnte sich nun wieder nicht vorstellen, daß ihr Leben jemals anders dahinfließen werde wie jetzt. Sie hielt jeden Zustand, in dem sie sich befand, für dauernd, sie hatte sich bis jetzt in alles hineingepaßt und nicht danach gestrebt, etwas Eigenes zu haben. So war sie zufrieden, daß ihre Furcht, sie möchte durch Flora zur Unthätigkeit verurtheilt sein, unbegründet gewesen war. Sie sah ja auch, daß Friemann sie nicht ausschloß, daß er ihr wohl die Freundschaft mit Flora gönnte, und Nelde wußte nicht, was sie noch hätte wünschen wollen. Sie schmiegte sich an Flora an, die in Friemanns Schülerzimmer ihre Mädchenstube wieder hatte erstehen lassen, und wenn Nelde dort bei ihrer Schwägerin saß, war es ihr, als sei Flora gar nicht verheirathet.

Singend ging Flora durch's Haus, und um sie war Sonnenschein. Sie nahm an allem theil, was Friemann zu arbeiten hatte, sie half ihm hier und da, wenn eine Abschrift eilig zu fertigen war und die beiden Schreiber tief in der Beschäftigung saßen. Sie las Bücher, in denen das Recht geschrieben stand, sie fragte Friemann, wie er diesen oder jenen Fall entscheiden würde. Sie wollte eine rechte Advokatenfrau werden, und in der Güte ihres Herzens ließ sie auch geduldig alle Anforderungen, die die Familie an sie stellte, an sich herankommen und versäumte nichts, um sich die Gunst aller zu erwerben.

Wenn Friemann sagte: „Morgen müssen wir mit nach Brunshöh", oder wenn er ihr andeutete: „Nächsten Sonntag sind sie bei uns", so nickte sie und gab sich ehrlich Mühe, sich in Tante Lites Wesen hineinzuversetzen und einem jeglichen unter den Familienmitgliedern zu geben, was ihm zukam. Sie zog auch die bescheidenen Möllers mehr und mehr in den Kreis der Familie und achtete darauf, daß man sie ehrte, obschon er nur Freischullehrer war. Ja, Flora wurde recht eigentlich der Mittelpunkt der Familie, und Friemann hatte es gern, wenn sie sich alle zu Freunden machte. Seine Frau mußte repräsentiren können, er wollte die erste gesellschaftliche Stellung in Koggenstedt haben.

So blieb Friemann entschlossen, mit seiner schönen Frau alles zu erreichen, was in seinem Wirkungskreis zu erreichen war, und nirgends sah er etwas, das ihn hinderte, zu seinem Ziel zu gelangen. Er war mit sich und seinem Geschick zufrieden und hielt viel darauf, den Familiensinn bei sich und seinen Verwandten zu pflegen, denn er wußte, daß gerade in einer kleinen Stadt eine geschlossene, angesehene Familie eine Macht bedeutet. Um so peinlicher war es ihm darum, als sich nun in seiner Familie etwas ereignete, worauf er wahrhaftig nicht stolz sein konnte.

* * *

Es war ein rechter Sommernachmittag. Die Koggenstedter machten nach getaner Arbeit ihren Spaziergang um die Stadt, auf daß ihnen die frische Luft und ein ruhiges Gespräch die Lust zum Abendessen stärken möchten.

Da wurde es auf einmal unten am Wasser in der Nähe von Thorstens Sägemühle unruhig. Einer begann zu laufen, ein Zweiter stutzte, sah ihm nach und folgte dann mit rascheren Schritten; dem schloß sich ein Dritter an, ein Vierter fragte: „Was ist los?"

„Die Sägemühle, Thorstens Sägemühle!"

„Was ist damit?"

„Thorstens Sägemühle brennt," raunte nun einer dem anderen zu. „Das kommt leicht, der Sägestaub." Wieder kam einer der Menge entgegengelaufen: „Muß angesteckt sein!"

„Angesteckt?" Die Menge fragte nur einmal, dann glaubte sie gleich alles. Und wenn etwas angesteckt war, so mußte auch ein Brandstifter vorhanden sein. Einer aus der Menge fand ihn leicht: „Gewiß ein Arbeiter, aus Rache."

Ein anderer raunte: „Es hat schlecht gestanden die letzte Zeit."

Und der Dritte setzte das Raunen fort: „Also alte Thorsten selbst."

„Ach nein."

Und dann rief einer: „Gewiß schon verhaftet."

Und die Menge ließ gleich einem Echo, das nur die letzten Silben wiederholt, die ersten Worte des Rufs fort, und es schallte von vielen Seiten zurück: „Verhaftet!"

Die Menge wußte alles, es gab gar keine Zweifel mehr für sie, wie sie sich da vorwärtsschob vielhundertköpfig, immer noch anwachsend, immer neue Elemente aus den Häusern in sich aufnehmend, die ganze Straße überschwemmend, so daß kaum noch Wagen hindurchkonnten, und ein dumpfes Gemurmel schwebte über alle diese Gesichter, die von der Hitze und dem Staub roth wurden. Immer lauter wurde das Geräusch, die Tritte klappten auf dem holprigen Steinpflaster, das Gedränge nahm jedem einzelnen immer mehr Freiheit. Nur vorwärts, vorwärts mußten sie.

Da standen Soldaten, die die Straßen absperrten, und Polizisten verboten allen, den Kreis zu überschreiten, der gebildet war, um der Feuerwehr Raum für ihr Werk zu schaffen.

Aus dem niedrigen Gebäude des Sägewerks fauchte ein Flammenmeer, und wenn die Flammen oben verlöschten, so wurden sie zu dunklem, schwelligem Rauch, dessen mächtige Säulen geradeauf in den tiefblauen Himmel zogen. Zwischendurch sprühte eine Unzahl Funken auf, und der geringste Lufthauch brachte die Flammen zum Wirbeln. Ihre Röthe ging dann in Weißgluth über. Sie rasten und fraßen und verschlangen gleichsam eine die andere, bäumten sich aneinander und mitsammen empor, um in dem eigenen Qualm zu verblecken.

Weiter fort vom Hobelwerk war ein großes Bretterlager, das begoß man unabläßig, und das weißgelbe Holz wurde von der Nässe dunkel und von den verkohlten Funken schmutzig. Immer gewaltiger wurde die Lohe. Die paar Wasserstrahlen, die die Wehrmänner hineinsandten, verdampften schon in der Luft. Die Wehr that zwar ihr möglichstes, und der dicke Hauptmann lief eifrig hin und her und ließ viele Signale auf der Pfeife und dem Horn blasen, aber das Feuer verzehrte seinen Raub von Grund auf. Ja, die Bäume glimmten, und längs des Stakets um das Haus lief eine Flammenschar und sprang auf einmal auf einen Eisenbahnwagen über, der nahe dem Sägewerk stand. Etliche Arbeiter kamen eilig und wollten den Wagen fortschieben, aber das war nicht leicht, denn schon hatte die Hitze die Schienen gekrümmt. Ein paar kleine Schappengebäude lösten sich im Feuer auf und sanken in Asche, ehe noch Jemand daran dachte, sie zu retten.

Die Menge stand stumm bei dem grausigen und doch so herrlichen Anblick dieser Feuersbrunst. Nur die, die ihr Heim in der Nähe hatten, waren nicht außer Sorge, aber die Flammen hielten sie fest, sie mußten bleiben und sehen und ihr Heim seinem Schicksal überlassen.

Nun waren das Getöse, das Krachen, das Gesause, das Zerstieben in tausend Funken am großartigsten. Die Hitze wurde schier unerträglich. Die Soldaten und Polizisten trockneten sich die Stirn und duldeten, daß der Kreis, den sie abgesperrt hielten, immer kleiner wurde. Langsam drängte die Menge näher an den Schauplatz heran, und ein Geflüster ging durch die Reihen: „Da ist Thomas Thorsten."

Ja, Thomas Thorsten stand bei dem Feuer und sah hin, wo sein Kontor gewesen war, und wo nun die Flammenzungen aus den längst geborstenen Fenstern leckten. Er hielt die Hände gekrampft, den Hut hatte er vergessen, als er sich rettete. Er fragte nur immer: „Doch keine Arbeiter drinnen? Doch keine Arbeiter? Weiß mein Vater doch Bescheid?"

Und der dicke Hauptmann, der sowieso nichts zu thun hatte, als Signale pfeifen und blasen zu lassen, beruhigte ihn: „Die konnten noch alle durch's Thor, und Ihrem Vater habe ich Order geschickt. Er war gar nicht lange weggefahren, als es anfing."

Thomas dachte an zu Hause, wie es da jetzt aussah. Wie sein Vater sich im Krankenstuhl winden und danach verlangen würde, zur Brandstätte gefahren zu werden, wie die Mutter weinte und ihn beschwor, sich nicht den Tod zu holen, und wie er dann schließlich in sich selbst zusammengesunken dasaß, mit dem wirren, grauen Haar. Was hätte er auch hier sollen? Vater war so hilflos, so wehrlos wie er selbst. Und Thomas mußte aufschluchzen beim Anblick dieser zerstörenden Wuth, die ihm seine sorgenreiche und doch liebe Arbeitstätte einäscherte.

Thomas blieb auf der Unglücksstätte, bis die Flammen immer mehr sanken, die Bretterhaufen verkohlten und sich nur hie und da noch, von Feuerzungen überhuscht, aus dem Schutt abhoben. Die Feuerwehr kam mit Hacken und Stangen und zerrte alle Trümmer und die Bretter auseinander, damit überall freie Luft herankam. Die Wasserstrahlen hatten jetzt mehr Macht, sie spritzten gegen das Holz, und ein schwärzlicher Schlamm bedeckte den dampfenden Fußboden und quoll auch auf die Straße hinaus zwischen die Mauersteine und den ausgeglühten Mörtel.

Und jetzt, da das Schauspiel zu Ende war, fing die Menge an, sich aufzulösen. Die Soldaten begannen, lässig einherzugehen, denn sie hatten keinen Andrang mehr zurückzuweisen, und bald erscholl für sie das Kommando, sich zu sammeln und in ihr Quartier abzurücken. Die Polizisten nahmen ihre Helme ab, die Schar der Zuschauer wurde lichter.

Und dann kam die Nacht. Eine klare Mondnacht. Leerer und leerer wurde der Platz um die Brandstätte, denn es gab nichts mehr zu sehen. Stiller und stiller wurde es auf dem Platz selbst, und als die Uhr von St. Antischar Mitternacht schlug, war es ganz ruhig an dem Ort, wo die Flammen ihren wilden Tanz abgehalten hatten — ganz ruhig.

Der Mond schien auf das zerstörte Gebäude hinab mit dem Gleichmuth, mit dem er am Abend vorher auf das Schieferdach der Sägemühle geblickt hatte. Der Brand war vorbei, was war er denn so Großes? Ein paar Bretter waren zerstört, ein paar Ziegelsteine auseinandergeworfen, ein paar eiserne Maschinen zersprungen. Was weiter?

* * *

Ja, was weiter? Bitter wenig. Oder damit wir aufrichtig sprechen: gar nichts für alle, die seelenruhig dabeistanden und mit angenehmem Gruseln zugesehen hatten, wie Thorstens Sägemühle unterging. Die schliefen jetzt und hatten Träume von Feuersbrünsten, und diese Träume bedeuteten allemal Glück.

Die beiden Thorstens aber, der alte Elias und sein Sohn Thomas, schliefen nicht, für sie waren die Flammen noch lange nicht erloschen, sie sahen, wie das Feuer gleichsam von der Fabrik auf ihr Wohnhaus übersprang und Stück für Stück von den Möbeln verzehrte, bis nur die kahlen Wände noch blieben. Zwischen denen standen die beiden Thorstens arm und trostlos, auf dem nackten Fußboden kauerte Tante Tine, rang die Hände, sah verzweifelt umher und begriff nicht, wie alles so gekommen war. So schwebte es den beiden Thorstens vor Augen.

Vater und Sohn hatten ihr Leben lang kein vertrautes Wort mitsammen gewechselt, Elias hatte den Jungen immer zurückgestoßen, wenn der je einen Versuch machte, sich dem Vater zu nähern. Er hatte ihn barsch behandelt und nannte das erziehen. Da war Thomas eingeschüchtert worden, und was von Willenskraft in ihm saß, war gelähmt gewesen von dem Eigensinn seines Vaters, gegen den er nicht ankämpfen, geschweige denn aufkommen konnte.

Thomas war auf die Art der stille Mensch geworden, der sich nichts zutraute, weil ihm nichts anvertraut wurde. Gewiß hatte er, je kränklicher der Alte wurde, einen desto tieferen Blick in den Betrieb der Sägemühle gethan, aber soviel Elend er auch in dem Geschäft sah, es blieb ihm doch nur übrig, noch mehr Elend zu ahnen, denn die letzten Zahlen behielt der Alte für sich. Thomas fühlte sich so fest an seinen Vater gekettet, daß er nicht daran dachte, ihn zu verlassen, um die Kräfte zu regen, die er trotz aller Lähmung in sich spürte. Er empfand die Weise, wie sein Vater ihm gegenübertrat, schon längst nicht mehr als Grausamkeit, und Härte. Es mußte alles so sein, sein Vater war ja auch krank.

Da wurde der Sohn stumm, zwang alles Eigene, alle Wünsche und Hoffnungen tief in sich hinein, besprach sich mit seinem Vater, that sein möglichstes, um gute Geschäfte abzuschließen, beaufsichtigte mit aller Anstrengung die Arbeiter, lief herum, wenn es nöthig war, einen Posten Geld aufzutreiben, brauchte selbst fast nichts und ließ das Gehalt, das der Alte ihm zugesagt hatte, in der Fabrik stehen, das heißt, er verzichtete gern darauf und dachte nicht daran, es jemals zu fordern. Er ertölete mit Gewalt die Regungen, die ihn durchzuckten, wenn er Nelde sah, und wandte sich von aller Freude ab. Er ging auf in seinen Eltern, und wenn ihn etwas schmerzte, so war es nur das eine, daß er nämlich das ganze Opfer umsonst brachte. Wäre er draußen in der weiten Welt gewesen, o, da hätte er schon seinen Arm geregt und es zu etwas gebracht, aber hier drinnen! Die Sorgen von Tag zu Tag — die Verlegenheit, woher jeden Sonnabend das Geld für die Arbeiter genommen werden sollte — die Angst vor jeglicher Konkurrenz — die Unmöglichkeit, mit den alten Maschinen das zu fertigen, was bei großen Aufträgen nöthig war — der Kummer, wenn wieder einmal ein Kunde absprang, die ewige Spannung, ob Fracht und Rohmaterial theurer wurden, während sie doch für die fertige Ware keine höheren Preise nehmen durften — ach, alle die ewigen Ueberlegungen und Grübeleien machten ihn matt, lahm und alt.

Von Hause, wo Mutter weinte und Vater fluchte, ging er ins Kontor, wo die Mahnbriefe lagen und die bösen Wechsel vorgezeigt wurden, und von der Fabrik, wo die Arbeiter ihn mit mißtrauischen Blicken betrachteten, ob wohl die Maschinen bald stille stehen müßten, trabte er zu Kunden und unterbot seine Konkurrenten, damit er nur liefern durfte. Dann rechnete er wieder seinem Vater vor, was die Woche eingekommen sei, und der Alte nahm seine Stöcke und schlug sie gegen seinen Krankenstuhl in ohnmächtiger Wuth, daß er die Zahlen nicht verdoppeln, nicht verzehnfachen konnte.

So war das Leben für Thomas gewesen. Seine Kraft war niedergehalten worden von all den widrigen Umständen, wie die drückende, bleierne Schwüle das Wasser niederhält und ihm nicht die Freiheit gibt, Wellen zu schlagen. Nun war die Stätte, wo er so viele Tage der Noth durchgemacht hatte, ein elender, unnützer Trümmerhaufen, aber die Noth lag nicht darunter begraben, im Gegentheil, sie war weggezogen zu ihrer Freundin, der Sorge, auf der andern Stätte, wo Thomas seine traurigen Nächte hatte: nach Elias Thorstens Haus. Da saßen die beiden Freundinnen Noth und Sorge und schauten aus ihren Triefaugen auf den alten Mann im Stuhl und den jüngeren, aber auch so vergrämten, der vor ihm stand und fragte: „Konkurs?"

Der Alte nickte.

„Geht es nicht anders?"

Der Alte schüttelte den Kopf.

„Dann will ich dir was sagen, Vater," Thomas richtete sich auf, als fühlte er eine Last von seinen Schultern gleiten, „dann ist es gut so. Wir haben redlich gekämpft, aber gegen Unglück kann der Mensch nicht an. Wir sind ehrlich geblieben bis zu dieser Stunde." Der Alte wand sich in seinem Stuhl. „Kein Mensch kann uns einen Vorwurf machen." Der Alte duckte den Kopf, als schlüge Thomas unbarmherzig darauf. „Was wir thun können, haben wir gethan. Wir haben ausgehalten, solange es ging. Wir haben für uns selbst so wenig verbraucht, wie irgend anging, kein Mensch wird uns bösen Willen nachsagen, und keiner kann behaupten, daß wir ihn betrogen haben."

Der Alte rang nach Luft. Thomas gab ihm ein Glas Wein. In der Sofaecke schluchzte etwas, das war Tante Tine, die hatte sich in Schlaf gejammert. Als sie aber das Glas klirren hörte, da erwachte sie und streckte die Hand aus, um gleich wieder zurückzusinken mit ihrem aufgeplusterten, schlaffen Gesicht.

„Diese Zeit", fuhr Thomas fort, „kann lange nicht so schlimm werden wie alles, was wir schon hinter uns haben, Vater. Du magst es mir glauben oder nicht, ich freue mich förmlich, darauf, reinen Tisch zu machen. Dann sehen wir zu, was wir noch anfangen können. Ich gehe in Stellung, und, lieber Vater" — er trat zu dem Alteen, streckte ihm die Hand hin, die Thränen standen ihm in den Augen — „lieber Vater, ich ernähre euch, darauf verlaß dich, dafür bin ich da. Ich thue meine Pflicht gegen euch, und es wird mir eine Erlösung sein, einmal nicht darüber nachdenken zu müssen, woher ich Geld nehmen soll.." Noch immer hielt er die Hand hin, aber der Alte nahm seine Rechte nicht vom Stock, er wiegte sich hi- und her, als hätte er Schmerzen.

(Fortsetzung folgt.)

— Sein Maßstab. Dichter: „Ich mache täglich einen mehrstündigen Spaziergang und dichte unterwegs!" Autler: „Und was leisten Sie da pro Kilometer?"

— Ein unruhiges Haus. „Warum ziehst Du denn schon wieder aus?" „Ach, ich wollte ausdrücklich nur in ein ruhiges Haus, das ist es aber nicht!" „Wieso denn nicht?" „Ach, jedesmal, wenn die Miethe fällig ist, macht der Wirth Krakehl!"

Für die Küche.

Allerlei Weihnachtsgebäck.

Zuckerbrod. ½ Pfund gesiebten Zucker rührt man mit 8 Eiern eine halbe Stunde, mischt 6 Unzen feines Mehl darunter und füllt die Masse in kleine, eigens dazu gemachte blecherne Formen, die fingerlang und zweifingerbreit sind, oder in papierne Kapseln, bestreut sie mit feingestoßenem Zucker und backt sie in abgekühltem Ofen. Diese Portion giebt ungefähr 30 Stück.

Christbaum-Kringel. Man rührt fünf Eidotter und fünf ganze Eier mit ½ Pfund gesiebtem Zucker und dem Abgeriebenen einer Citrone eine Stunde lang gut zusammen und thut dann allmählich 1½ Unze fein geschnittenes Citronat, 1½ Unze Pomeranzenschale und 1 Pfund feines Mehl hinein und knetet so lange mit den Händen, bis es ein dehnbarer Teig ist. Man rollt von dem Teig ganz dünne Würstchen, ungefähr so dick wie ein starker Bleistift, formt diese in die verschiedensten Kringel, taucht die obere Seite derselben in mit etwas Rosenwasser geschlagenes Eiweiß und drückt diese Seite in eine Mischung von grob gestoßenem Zimmt, Zucker und gehackten, geschälten Mandeln. Man bäckt die Kringel in einem gut geheizten Ofen schön hellbraun. Einen Theil des Backwerks kann man auch in bunt gefärbtem, mit Zucker vermischtem Mohnsamen backen.

Feiner Pfefferkuchen. 2 Pfund Honig, 2 Pfund Zucker, 4 Pfd. Mehl, ¾ Pfd. süße, ¼ Pfd. bittere Mandeln, 3 Löffel Butter, 3 Löffel Gänseschmalz, ½ Unze Zimmt, ½ Unze Nelken, ½ Pfd. Citronat, etwas Apfelsinen- und Citronenschale (von 2 Apfelsinen, 1 Citrone), auch etwas Orangeat, 1 Tassenkopf voll warmes Wasser, 4 ganze Eier, 1 Unze Hirschhornsalz, Honig und Zucker werden mit dem Fett aufgekocht, die Gewürze inzwischen unter das trockene Mehl gerührt, der kochende Honig in das Mehl gegossen, tüchtig gerührt und zuletzt die Eier dazu geschlagen. Man kann den Teig 24 Stunden stehen lassen, ihn aber auch gleich ausrollen. Wenn der Kuchen aus dem Ofen kommt, bestreicht man ihn mit gequirltem Ei.

Haselnußbröichen mit Mandeln. Ein halbes Pfund Zucker wird mit einem Stückchen Vanille fein gestoßen, dann mit dem fest geschlagenen Schnee von sechs Eiweiß schaumig gerührt. Hierauf werden 5 Unzen fein geriebene oder gewiegte Mandeln und ebenso viel fein gewiegte Haselnußkerne darunter gerührt. Ein Backblech wird mit Oblaten belegt, mit einem Löffel kleine Häuflein darauf gesetzt, mit zwei Fingern, welche man in kaltes Wasser taucht, etwas breit gedrückt, sogleich mit feinem Zucker bestreut, in die Mitte ein halber Haselnußkern gelegt und bei mäßiger Hitze im Rohr hellgelb gebacken.

Kaiserschnitten. Dreiviertel Pfund Zucker wird mit sechs Eiern schaumig gerührt. Hierauf kommen die von einer Citrone abgeriebene Schale, fünf Gramm Zimmet, fünf Gramm runder Anis, 2 Unzen abgezogene, länglich fein geschnittene, in einem Ofen etwas getrocknete Mandeln und zwei Fünftel Pfund Mehl darunter. Ist alles gut verrührt, so füllt man die Masse in eine mit Butter ausgestrichene, mit Brodbröseln oder feinem Zucker ausgestreute längliche Blechform und bäckt sie dreiviertel Stunden im Rohr. Am anderen Tage schneidet man fingerdicke Streifen daraus, legt sie auf ein Backblech und bäckt sie hellgelb.

Pfeffernüsse. ¼ Pfund Butter wird zu Schaum gerührt, nach und nach mit acht Eiern, 1½ Pfund gestoßenem Zucker, 1½ Pfund Weizenmehl, ½ Unze gestoßenem Zimmt, ½ Unze Kardamom und der abgeriebenen Schale von einer Citrone vermischt und der Teig tüchtig durchgearbeitet, worauf man ihn fingerdick ausrollt, ganz kleine runde Kügelchen aussticht und dieselben auf einem mit Wachs bestrichenen Blech bei mäßiger Wärme hellbraun bäckt.

Feiner Weihnachts-Lebkuchen. Von 5 Eiweiß schlägt man einen festen Schnee und giebt nach und nach ½ Pfund Zucker dazu. Hierauf rührt man in diesen Schnee ¼ Pfund geschälte und fein gehacktes Citronat, 2 Unzen fein gehackte Orangeschalen und Mehl. Diese Masse streicht man 1—1½ Zoll dick auf Oblaten, schneidet sie in 6 Theile und giebt sie auf ein Blech. Die Kuchen bestreicht man mit Eigelb, drückt in die Mitte einen halben Walnußkern und bäckt sie in nicht zu heißem Ofen.

Feine Weihnachtstorte. 12 Eier kocht man hart, nimmt die Eigelb heraus und reibt sie mit 3 Unzen Zucker auf einem Brette sehr fein. Nun fügt man ½ Pfund Mehl und eine halbe abgeriebene Citrone hinzu und bereitet einen festen Teig, den man über Nacht stehen läßt. Den nächsten Tag rollt man ihn ¼ Zoll dick aus und sticht Blätter aus, die man auf einem Blech in nicht zu heißem Ofen bäckt. Die gebackenen Blätter setzt man mit Marmelade zusammen und bestreicht die Torte mit Vanillenzucker.